

Gabriel Marcel

Philosoph der schöpferischen Treue

Von Balduin Schwarz

Als Gabriel Marcel am 8. Oktober 1973 von uns ging, ist die Welt um einen großen Menschen und tiefen Denker ärmer geworden. Die Worte »von uns ging« könnten wie eine abgegriffene Floskel klingen. Im Fall von Gabriel Marcel sind sie es nicht. Er war in einem sehr besonderen Sinne »bei uns«, bei seinen Zeitgenossen. Das Gegenwärtigsein war ein Begriff, der eine besondere Bedeutung bei ihm hatte. Er war ein Denker, der wach und wachend, ja wachsam in seiner Zeit gegenwärtig war. Die Rolle des Philosophen kennzeichnete er als die des »Wächters«. In seinem Aufsatz »Philosophisches Testament«¹ schreibt er: »In der Rede, die ich anlässlich der Verleihung des Friedenspreises in Frankfurt hielt, habe ich die Rolle des Wächters hervorgehoben, die mir wesenhaft diejenige des Philosophen zu sein scheint. Wenn auch sicher mit einer Reihe von Unterbrechungen – sagen wir sogar Ausfällen – ist dies die Rolle, in der ich mich seit einem halben Jahrhundert eingesetzt habe. Der Wächter, der zu sein ich mich bemüht habe, kann sich nicht damit zufrieden geben, die Phänomene der Verirrung nur zu beschreiben oder zu analysieren, als wären sie in Raum und Zeit klar umgrenzt. Er muß vielmehr sehen, daß sich darin auf eine entsetzliche Weise jene Mächte aktualisieren, die im Menschen leben – und jeder von uns ist verpflichtet, auch die geringsten Spuren davon im Grunde seiner selbst zu erkennen und gegen sie anzukämpfen« (21/22).

So war er, in Unerbittlichkeit gegen sich selbst, seiner Zeit und den Zeitgenossen gegenwärtig. Und in seinen Schriften lebt etwas von diesem Gegenwärtigsein fort. Sie sind nicht Abhandlungen – sie sind immer wie gesprochene Rede, die sich an einen Gegenwärtigen wendet. Und es ist immer die Rede von etwas, was uns alle betrifft. Er liebte es nicht, wenn man ihn einen Existentialisten nannte; er liebte überhaupt die Ismen nicht und die Rolle eines Parteigängers war ihm verhaßt. Aber von einem existentiellen Denken sprach er oft, nahm es als Kennzeichnung seiner Philosophie in Anspruch: »Mein Denken ist . . . existentiell, nicht existentialistisch. Es ist dies ein Wort, das ich nie aus eigenem Antrieb verwendet habe. Ja ich möchte sogar sagen, ich bin nicht sicher, ob der Ausdruck Existentialismus nicht einen Widerspruch einschließt in dem Maße, in dem er sich auf eine Systematisie-

¹ Erschienen in »Wahrheit, Wert und Sein.« Festgabe für Dietrich von Hildebrand zum 80. Geburtstag. Hrsg. von Balduin Schwarz. Regensburg 1970. – Ich möchte für das Verständnis der Philosophie Gabriel Marcells hinweisen auf das ausgezeichnete Buch von Vincent Berning, *Das Wagnis der Treue. Gabriel Marcells Weg zu einer konkreten Philosophie des Schöpferischen*. Freiburg/München 1973.

zung dessen zu beziehen scheint, was am wenigsten systematisierbar ist, das heißt eben der Existenz.«²

Die großen Themen der menschlichen Existenz, und nur diese, waren seine Themen und auch sie niemals in einer neutralisierten Form. Marcel ging immer vom Erlebten aus. Auch in seiner Sprache blieb er immer nah am Erlebten. Er »verstieg« sich nicht in die Abstraktheit spekulativer Systeme. In einem wichtigen Aufsatz aus dem für ihn besonders fruchtbaren Jahr 1941, »Ich und der Andere«, schrieb er: »Ich halte dafür, daß wir uns an die geläufigen Formen der Volkssprache anschließen sollten. Sie entstellt viel weniger die Erfahrung, die die Sprache ja ausdrücken soll, als die künstlichen Ausdrucksweisen der philosophischen Sprache. Das Beispiel, das am elementarsten ist, der Erde am nächsten, ist immer zugleich auch das aufschlußreichste.«

Gegen Ende seines Lebens, in den Gesprächen mit Paul Ricœur³, kommt er auf die Wichtigkeit der Beispiele zurück: »Ein Denken, das sich nicht auf Beispiele stützt, läuft stets Gefahr, sich ins Leere zu verlieren, sich mißbrauchen zu lassen von einer bestimmten, schon im vorhinein etablierten Sprachstruktur. Ein Beispiel zu geben bedeutet für mich, mir gewissermaßen vor mir selbst und auch meinem Gesprächspartner zu beweisen, daß ich von einem Etwas spreche, daß ich nicht im Leeren spreche. Das Beispiel hat eine Art notwendiger Bewässerungsfunktion im Bereich des Denkens« (56).

Es ist äußerst charakteristisch für Gabriel Marcells Schriften, daß sie auf weite Strecken hin in der ersten Person geschrieben sind. Marcel läßt den Leser teilnehmen am Vorgang des Philosophierens, wie er den Hörer, den Gesprächspartner teilnehmen ließ an der Bewegung des Philosophierens. Er legte nicht einfach fertige Denkresultate vor. Philosophieren war für Gabriel Marcel wie ein Schreiten auf einem Weg, und die Weggenossenschaft – das platonische Synphilosophiein – ist dabei entscheidend wichtig. Wenn man mit Gabriel Marcel zusammentraf – durch ein Vierteljahrhundert war es mir immer wieder einmal vergönnt –, so wurde man sogleich zum Weggenossen des Philosophierens. Wie er die Existenz des Menschen als eine in der zielgerichteten Bewegung sich erfüllende Weise des Seins sah – *Homo Viator*, »der Mensch als ein Wanderer«, ist der bezeichnende Titel eines seiner wichtigsten Werke –, so sah er auch das Philosophieren als ein Voranschreiten an. Er hat sich selbst »Philosophe itinérant«, »Philosoph auf dem Wege« genannt. Er zog den, der ihm in dieser philosophierenden Bewegung begegnete, in das Dialogische seines Denkens hinein. Er konnte zuhören, er fragte, er lebte im Wechselspiel der ausgetauschten Gedanken. »Angeregt« im tiefen Sinne des Wortes waren die Gespräche mit diesem großen Dialogiker. Wie oft wird

² Ebd., S. 18.

³ Ricœur/Marcel, Gespräche. Deutsch v. Ansgar Albrecht. Frankfurt 1970.

dieses Denken als Wanderschaft deutlich in der Form, der Rede, die ihm zugeordnet ist: der Frage! Es gibt in Marceles Schriften viele Fragesätze, und in der ersten Vorlesung des »Mystère de l'être« schreibt er, es könne als eine Definition des Philosophen genommen werden, daß er »der Mensch ist, der die wahren Fragen stellt«.

Wenn Marcel das Philosophieren als ein Erhellen des Lebensweges verstanden hat, so darf das nicht dahin mißdeutet werden, als handle es sich um private oder poetische Reflexionen über persönliche Erlebnisse. Davon kann keine Rede sein. Wenn Marcel in seinen Werken immer erneut von dem ausgeht, was er erfahren und erlebt hat, so nur, um das, was darin sichtbar wird als wesentlich für die menschliche Existenz, ins Licht der gedanklichen Erfassung zu heben. Er sprach gern von »konkreter Philosophie« und meinte damit die immer wieder notwendige Nähe zur Erfahrung. Kaum jemand hat das Diktum, daß alle Philosophie von der Erfahrung ausgehen müsse, so ernst genommen wie Marcel. Man könnte sagen, er habe dem hinzugefügt: Die Philosophie muß auch immer wieder zur Erfahrung zurückkehren, sich an ihr prüfen und belehren und zwar an einer Erfahrung, die nicht, wie bei den Empiristen, reduziert ist auf das Registrierbare und durch Instrumente Verifizierbare, sondern die im eigentlichen Sinn personale und existentielle Erfahrung ist – Erfahrung des Menschen in seiner Grundsituation. »Plénitude vécue« – »erlebte Fülle« nennt er solche Erfahrung im zweiten Zyklus von »Le mystère de l'être« und meint damit Echtheit, Tiefe, Weite, Höhe und Lauterkeit des vorphilosophischen Weltkontaktes, zu dem, wie es an der angeführten Stelle ausdrücklich heißt, vor allem die Welt der Inter-Subjektivität gehört. In »Du refus à l'invocation«⁴ schreibt er:

»Ich wäre geneigt, jedem Werk die eigentliche philosophische Qualität abzusprechen, bei dem wir nicht den Biß des Wirklichen spüren.

Wer ein philosophisches Problem nicht durchlebt hat, wer nicht von ihm bedrängt worden ist, kann in keiner Weise verstehen, was dieses Problem für diejenigen bedeutet hat, die es vor ihm durchlebt haben: Die Philosophiegeschichte setzt die Philosophie voraus und nicht umgekehrt. . . .

Wer hier und jetzt philosophiert, ist dem Wirklichen ausgeliefert; er wird sich niemals vollkommen an die Tatsache des Existierens gewöhnen; die Existenz ist nicht trennbar von einem gewissen Erstaunen. Aber dieses Erstaunen vergeht gewöhnlich. Man müßte einmal genau untersuchen, woher diese Gewöhnung an die Wirklichkeit entsteht – Gewöhnung an die Wirklichkeit! Es gibt kein Erfassen des Wirklichen, in welcher Ordnung es auch sei, ohne eine Art Erschütterung.«

Gehen wir zunächst ganz kurz auf Herkunft und Lebensweg ein. Gabriel Marcel, am 7. Dezember 1889 in Paris geboren, verlor mit vier Jahren die

⁴ Deutsch: Schöpferische Treue. Übersetzung von U. Behler. Zürich 1961, S. 65/67.

Mutter, die einer zum Protestantismus übergetretenen jüdischen Familie aus der Gegend um Mainz entstammte. Der Vater war französischer Gesandter in Schweden und später Verwalter der National-Bibliothek und der staatlichen Museen. Marcel nennt ihn einen der gebildetsten Menschen seiner Zeit. Die Schwester der Mutter, die der Vater später heiratete, übernahm die Erziehung. Trotz aller Geborgenheit litt das Kind schon früh an dem, was ihm später als eine in sich widerspruchsvolle geistige Welt und als ein Schein *falscher* Geborgenheit deutlich wurde. Aus den frühen Photographien spricht Trauer, Sensibilität, ein träumerischer Zug. Geistige Wachheit und eine lebhaft Phantasie zeigen sich bald. Der Vater, eine Verkörperung des Liberalismus seiner Zeit, war ein Freund Renans. Er hatte mit dem Katholizismus allen religiösen Glauben aufgegeben. An die Stelle war ein Glaube an den moralischen und intellektuellen Fortschritt der Menschheit getreten. Er, der ästhetisierende Agnostiker, vermittelte dem Knaben eine farbige geistige Welt. Die Tante, die bei dem jungen Gabriel Marcel Mutterstelle vertrat, lebte einen strengen, dogmenlosen, ethisch gefärbten, pseudochristlichen Vernunftglauben. Marcel spricht von einer Atmosphäre der Dürre. Der Gegensatz zwischen der großzügig-schöngeistigen Art des Vaters und den strikten freudlosen Forderungen der Tante führte oft zu Spannungen. Das Kind erlebte diese Atmosphäre aufs empfindlichste und flüchtete in die Eigenwelt. Von früh an berührte ihn die Musik aufs tiefste. »Musik, Heimat der Seele«, hat er seinen Vortrag zur Eröffnung der Salzburger Festspiele von 1965 betitelt. Dieses Wort entsprach einem Urerlebnis Marcells – nicht nur einem der frühesten, sondern auch einem der tiefsten und dauerndsten seines Lebens.

Bald ergriff ihn, den tief künstlerischen Menschen, die Welt des dramatischen Theaters. Wie sein Gegenspieler, Jean Paul Sartre, hat er eine Reihe von Dramen geschrieben, die in Paris vielfach aufgeführt worden sind. Es war wohl eine Fehleinschätzung, eine keineswegs unverständliche, wenn er zeitlebens sein dramatisches Werk höher einschätzte als sein philosophisches. In seinen Dramen ging es Marcel niemals um eine Exemplifizierung von Thesen, sondern um das Verstehen – Verstehen in der Ausweglosigkeit – individueller menschlicher Situationen. Für Marcel gehörten Drama und Existenzphilosophie eng zusammen. In seinen *Harvard Lectures* aus dem Jahre 1963 kennzeichnet er diese Seite seiner Produktivität in folgender Weise:

»Von Jugend an zog die Kunst des Dramas mich an, zugleich mit der Musik. Ich liebte die Musik leidenschaftlich und träumte sogar davon, ihr mein Leben zu widmen. Das war allerdings, bevor ich mich ernsthaft der Philosophie genähert hatte. Es ist ganz klar, daß in meinem Falle die Liebe für Theater und Musik mit einem leidenschaftlichen Interesse am Individuellen zusammenhing, sowie einem unwiderstehlichen Angezogensein durch die Wirklichkeit in ihrem unerschöpflichen Geheimnis. Ich glaube ohne Zögern

sagen zu können, daß die Musik – fast ausschließlich die Musik – es gewesen ist, die für mich unerschütterliches Zeugnis einer tieferen Wirklichkeit war, einer Wirklichkeit, in der alles Fragmentarische und Unerfüllte auf der Stufe der Sinne, seine Erfüllung zu finden schien.«⁵

Ich möchte dem einen Passus aus dem Werk »Présence et immortalité« an die Seite stellen:

»Wie es Aufgabe der Musik ist, so ist es auch Aufgabe des Dramas, über das eigentliche diskursive Erkennen hinaus ein höheres Bewußtwerden zu schaffen, in das unser Sein in seiner Integrität hineingeführt wird und das die abstrakten Darstellungen, mit denen der reine Verstand sich begnügen muß, übersteigt.

Auf Zusammenklänge dieser Ordnung ist mein philosophisches Denken ausgerichtet. Es ist wesensmäßig polyphonisch und steht damit in einem radikalen Gegensatz zu allen Ideologien, die mehr oder weniger direkt aus der französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen sind.«⁶

Marcel hatte im ersten Abschnitt seines Lebens keinerlei materielle Sorgen, und so konnte er sich dem Studium der Philosophie und der eigenen produktiven Arbeit zuwenden, ohne an ein Brotstudium denken zu müssen. Er studierte an der Pariser Sorbonne, wo vor allem die Begegnung mit Henri Bergson von großem Einfluß auf seine philosophische Entwicklung wurde. Den Doktorgrad hat Marcel nie erworben. Er war zeitweise Lehrer an verschiedenen Gymnasien, schließlich aber freier Schriftsteller; seinen Lebensunterhalt verdiente er lange Zeit hindurch als hochangesehener Theater- und Musikkritiker. Das angeregte geistige Leben des Paris der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg förderte seine philosophische Entwicklung. Er schloß Freundschaft mit den führenden Geistern der Zeit. Marcel hatte zeitlebens, was man »die Gabe der Freundschaft« nennen könnte. Dann kam das Erlebnis, das ihn in eine ganz neue Tiefe riß und seinem Denken eine Wendung gab, die alles Spätere bestimmte. Zum Dienst mit der Waffe aus Gesundheitsgründen untauglich, wurde Marcel im Ersten Weltkrieg bei der Suchstelle der Vermißten des Roten Kreuzes eingesetzt. Die Furchtbarkeit menschlicher Not, zusammengeschrumpft zu einer Karteikarte, auf der ein »Fall« registriert ist, die Chiffre, die für ein menschliches Schicksal steht, erschütterte ihn und ließ ihn nicht mehr los. Marcel wurde über diesem Erlebnis zum Philosophen der wahren Menschlichkeit. Die rein intellektuelle Auseinandersetzung verblaßte, und die Philosophie des Konkreten wurde das Grundanliegen Marcells.

⁵ Die Harvard Lectures sind unter dem Titel »The Existential Background of Human Dignity« erschienen (Cambridge, Mass. 1963), deutsch: Die Menschenwürde und ihr existentieller Grund. Übers. v. R. Prinz zu Lippe und H. Fischer-Barnicol. Frankfurt 1965.

⁶ Gegenwart und Unsterblichkeit. Übers. v. Herbert P. Schaad. Frankfurt 1961, S. 17.

Diese »Philosophie des Konkreten«, wie sie in »Être et avoir« (1935)⁷ zum Ausdruck kam, machte Marcel in Frankreich allgemein bekannt, und er wurde zum Wortführer einer nicht-atheistischen Philosophie der Existenz und zum prominentesten Gegenspieler von Jean Paul Sartre. Zu eigentlicher Berühmtheit gelangte er im Frankreich, das unter der deutschen Besatzung seufzte, durch die Bücher »Du refus à l'invocation« (1940) und »Homo Viator« (1944)⁸. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, den er auf einem kleinen alten Schloß im Süden Frankreichs in Abgeschlossenheit und einsamer Arbeit verbrachte, wurde sein Ruf weltweit, und er wurde überall zu Vorträgen eingeladen. Er war, in einem neuen Sinne, zum *Philosophe itinérant* geworden. Immer wieder hat Marcel die Stimme erhoben, um in der zerrissenen Welt unserer Tage sich für das Menschliche einzusetzen. »Les hommes contre l'humain« ist der Titel eines Buches aus dem Jahre 1951⁹. Nicht nur in seinen Büchern und im Allgemeinen, sondern auch konkret hat Marcel sich eingesetzt. Er tat es immer mit dem größten Verantwortungsbewußtsein, niemals leichthin und doktrinär, wie Intellektuelle es oft tun, die Manifeste unterschreiben, obgleich sie mit dem konkreten Stand der Dinge nur unzureichend vertraut sind. Das Kapitel des soeben angeführten Buches, das den Titel hat »Der Philosoph angesichts der Welt von heute«, liest sich wie eine Magna Charta der moralischen Aktion des verantwortlichen Denkers. Auf zwei Aufgaben weist Marcel nachdrücklich hin:

»Die erste Pflicht des Philosophen in der Welt von heute besteht darin, den Fanatismus zu bekämpfen, unter welcher Form er sich auch zeigen mag . . . Die Tyrannei der Worte ist eine der Ursachen des Fanatismus, und ich möchte sagen, daß die erste Mission des Philosophen in dieser Welt, oder angesichts dieser Welt, *die* ist, sich dieser Tyrannei zu widersetzen . . . Ein zweites kommt hinzu: die Verwirrung. Dort ist ohne Zweifel das größte Übel unserer Zeit. Es ist Sache des Philosophen, sich mit dieser Verwirrung auseinanderzusetzen, ohne Anmaßung sicherlich, aber mit dem Empfinden, daß hier eine unwandelbare Verpflichtung besteht und daß er sich ihr nicht entziehen kann, ohne seine ureigentliche Mission zu verraten« (85/6. 99).

Der Erste Weltkrieg – und nicht minder der Zweite – war für Marcel ein europäischer Bürgerkrieg. In einem Drama von 1918, »Un Juste«, ist er als einer der frühesten Vertreter des europäischen Gedankens hervorgetreten.

1919 heiratete er Jacqueline Bogner. Sie war tief musikalisch wie Gabriel Marcel, aber technisch mehr geschult und hat seine Lieder und Klavierkompositionen aufgeschrieben. 1919–1922 war Marcel Lehrer am Gymnasium in

⁷ Deutsch: Sein und Haben. Übers. v. E. Behler. Paderborn 1954.

⁸ Deutsch: Homo Viator. Philosophie der Hoffnung. Übers. v. W. Rüttenauer. Düsseldorf 1949.

⁹ Deutsch: Die Erniedrigung des Menschen. Übers. v. Herbert P. Schaad. Frankfurt, 2. Aufl. 1964.

Sens – Jahre besonderer philosophischer Fruchtbarkeit. Danach trat Marcel in dem Paris des »Renouveau Catholique« der zwanziger Jahre zum erstenmal mit einem geistig erwachten und lebendigen Katholizismus in Verbindung. Charles du Bos wurde sein engster Freund und sein eigentlicher Führer auf dem Wege zur Konversion – einem langen Wege. Ein Brief von Mauriac gab den letzten Anstoß. Am 23. März 1929 wurde Marcel getauft. Es ist die Zeit, wo er »Être et avoir« geschrieben hat mit dem großartigen Essay über die Hoffnung. Damals trat Marcel in lebhaften Kontakt mit vielen Persönlichkeiten der deutschen katholischen Erneuerung.

Seit 1933 bis zu seinem Tode bewohnte Marcel eine Wohnung in der rue de Tournon nahe dem Luxembourg. Ihm gegenüber wohnte im Exil Josef Roth. Als ich diesen (selbst ein Exilierter) 1938 dort besuchte, ahnte ich nicht, welche neue Bedeutung die rue de Tournon für mich gewinnen würde. 1949 lernte ich Gabriel Marcel kennen, und bald schenkte er mir seine Freundschaft. Er war damals schon Witwer: 1947 hatte ihn der nie verwundene Schlag des Todes der geliebten Frau getroffen. Unvergesslich der Eindruck des kleinen, fast in sich gekrümmten Mannes mit dem buschigen, niemals zu bändigenden Haupthaar: ein durchfurchtes Antlitz, eine klare Stirne. Aus fast verschlossenen Lidern blickte er mit der größten Lebhaftigkeit und mit einladender Güte den Menschen an, der sich ihm zuwendete. Ich erinnere mich noch, wie er sogleich mit größter Intensität über das geistig-personale »Mit-Sein« sprach. Seine Rede – er hatte eine hohe Stimme – war immer von lebhafter Gestik der Hand, vor allem der Finger, begleitet. Seine Person war in einer Art ständiger Vibration. Die letzten Jahrzehnte war er nach einem Auto-Unfall schwer behindert und bewegte sich nur mühsam an einem Stock. Seine Augen waren ungemein sprechend, aber seine Sehkraft zunehmend gemindert, so daß er zuletzt kaum mehr lesen konnte. Bis zum Schluß war er hell-wachen Geistes. Am 8. Oktober 1973 löschte ein Versagen des Herzens sein Leben aus. Lebhaftigkeit, Bewegtheit, »Nervigkeit« kennzeichneten die menschliche Erscheinung und den Denkstil von Gabriel Marcel. Es war schon von dem *Philosophe itinérant* die Rede. Die Unruhe, die ihn erfüllte, die ihn weitertrieb, war eine solche, die auf ihrem Grunde eine tiefe Stille trägt. Sie geht nicht ins Ziellose, sie irrt nicht umher, sondern sie trägt die Gewißheit des Findens und der Erfüllung in sich. Aber sie sträubt sich gegen das Gerinnen in Formeln; obgleich Marcel ein Meister der knappen Formeln war, gibt es auch manches, was man als schweigend kennzeichnen muß. Es muß hingenommen werden als zum Stil des suchenden Philosophierens gehörend. Man könnte sagen: das Stadienhafte des forschenden Denkens, das vordringt in das, was es noch nicht erhellt hat, widersetzt sich dem Versuch, dieses Denken zu einem System zu formen. Ganz tief im inneren Duktus des Gedankens setzt die Marcel kennzeichnende Scheu vor dem System an. Das System gibt sich als ein durch und durch fertiges Abbild des

Seins. Es hat den Platz vorgesehen für die verschiedenen Erscheinungen der Wirklichkeit. Ja es konstruiert diese Wirklichkeit *a priori*, wie es die idealistischen Systeme tun. Marcel kam vom Idealismus her, in seiner Frühzeit empfand er ihn als eine Philosophie der Freiheit¹⁰. Befreiung vom Idealismus und Hinwendung zu einer Philosophie des Seins gehen Hand in Hand mit der Ablehnung des Systemgedankens. Im »Metaphysischen Tagebuch« arbeitet er sich vor zum Sein, und es ist faszinierend, diese Arbeit zu verfolgen, die er selbst mit der Bohrarbeit in einem Stollen vergleicht. »Das Sein ist das, was nicht trägt.« In »Être et avoir« erscheint die Formulierung, auf die Marcel häufig zurückkommt, »das Sein ist der Ort der Treue«¹¹.

Der Metaphysiker Marcel hat also kein System. Es gibt natürlich einen tiefen Zusammenhang in der Gesamtwelt seiner Gedanken. Aber dieser Zusammenhang wird nie festgelegt. Es wäre nun ganz falsch, sich das Marcelesche Denken als unmethodisch vorzustellen. Er hat sich über seine Methode wiederholt Rechenschaft abgelegt: vom Erleben zum Denken überzugehen und im Akt des Philosophierens nicht etwas »festzustellen«, sondern das Sein zur Erhellung zu bringen, dabei ein Licht erweckend, das nicht so sehr in den Leser oder Hörer hineinstrahlt, als vielmehr in ihm sich entzündet unter der Wirkung des Wortes. Philosophie ist für Marcel immer ein Zurückkommen auf ein Zuvor-Gegebenes, also in diesem Sinne immer »Reflexion«, aber eine sich transzendierende Reflexion: »Philosophie ist eine gewisse Art für die Erfahrung, sich zu erkennen und zu erfassen.«

Das heißt, sich ihres Gehalts als eines Gültigen zu vergewissern. Dies ist wichtig, denn schon früh geht es Marcel darum, das rein Subjektive des Erlebnisses zu übersteigen, und zwar nicht in Richtung auf eine blasse Verallgemeinerung. Die »konkrete Erfahrung«, gerade in ihrer Farbigkeit, auf das für den Menschen überhaupt Gültige hin durchsichtig zu machen, ist sein Streben. Im Konkreten zeigt sich das Wesen. Und dieses Konkrete, nicht der kartesianische Zweifel, ist sein Ausgangspunkt:

»Von wo geht dann die Untersuchung aus? Von der Betrachtung der Grundsituation, in die ich als menschliches Wesen... eben durch mein Menschsein gestellt bin. Hier erscheint in vollem Licht der Gegensatz zwischen einer Philosophie existentieller und einer Philosophie kartesianischer Art.«¹²

In der Schrift »Du refus à l'invocation« hat Marcel mit großer Eindringlichkeit formuliert: »Ich habe von vornherein, lange bevor ich imstande war, diese Behauptung zu rechtfertigen, für mich selber die folgende Überzeugung gehabt: je mehr wir das individuell Seiende als solches erkennen, desto mehr wird uns das Sein als Sein zugänglich.«¹³

¹⁰ Über die frühe geistige Entwicklung hat Vincent Berning im ersten Teil seines schon erwähnten Buches eine interessante und informative Studie vorgelegt (15–160).

¹¹ Être et avoir, S. 55.

¹² Gegenwart und Unsterblichkeit, S. 27.

¹³ Schöpferische Treue, S. 192.

In einer wichtigen Unterscheidung, der der Reflexion erster und zweiter Stufe, hat Marcel die methodische Basis seiner – aller – Existenz-Philosophie dargelegt: in der »ersten Reflexion« beziehe ich mich auf ein bestimmtes Erlebnis, das ich im Lichte dieser Reflexion analysiere. In der »zweiten Reflexion« beziehe ich mich auf meine Daseins-Situation, auf das, was in diesem bestimmten Erlebnis sich erhellt, sich lichtet bezüglich meiner metaphysischen Situation, meines Selbstseins in der Welt, der Grundgegebenheiten meiner Existenz. Etwa mein Mit-Sein mit den anderen, mein Nicht-Isoliert-Sein, ist eine solche existentielle Grundgegebenheit.

Marcel geht es in seiner philosophischen Reflexion immer um die Grundsituation des Menschen. Zu ihr stößt er vor, wenn er an das anknüpft, was ihm in der »ersten Reflexion«, in der Zuwendung zu dem, was dem Ich, wenn es sich geistig zurückbeugt über sich selbst, zunächst gegeben ist. Es geht keineswegs um eine Verallgemeinerung des in der ersten Reflexion Gegebenen, also um eine Verallgemeinerung höchst persönlicher Erlebnisse, sondern um das, was sich *in* diesen eigenen Erlebnissen zeigt und deshalb erst von einem neuen, in die Tiefe vorstoßenden Nach-Denken ergriffen werden kann. Dabei geschieht es, daß sich das in der ersten Reflexion Auseinandergenommene wieder in die große Einheit einfügt. In den Gesprächen mit Paul Ricœur sagt er dazu:

»Es gibt sicherlich eine primäre Reflexion, die aufs Ganze gesehen rein analytisch ist, die darin besteht, das Konkrete sozusagen in seine Bestandteile aufzulösen. Aber es gibt, glaube ich, eine umgekehrte Bewegung, eine Bewegung des korrigierenden Zurücknehmens, die darin besteht, bewußt zu machen, was in einem bloß analytischen Vorgehen fragmentarisch ist, und die versucht, das Konkrete, das man zuvor gleichsam sich zerbröckeln und zersteuben sehen mußte, wiederzugewinnen, aber in der Ebene des Denkens; und es ist wohl sicher, daß diese zweite Reflexion am Werke ist in allen meinen philosophischen Schriften« (54/55).

Diese Methode führt nicht zum System. Sie geht nicht darauf aus, ein Gesamtganzes im Gedanken aufzubauen, wie etwa Hegel es versucht hat. Das Ganze ist immer schon da, und in dieses Ganze, das uns umgibt, in dem wir sind, das in uns ist, trägt der philosophische Gedanke die Helle der Reflexion. Marcel schreibt darüber im »Philosophischen Testament«:

»Ich hegte die Befürchtung, Gefangener eines Systems zu werden. Dann würde es sich darum gehandelt haben, dies System so geschickt wie möglich zu verwalten und anzuwenden. Daher mein ständiges besorgtes Bemühen, an den konkreten Situationen zu haften, deren Beobachtung – in manchen Fällen deren Erfindung – mir geschenkt war; auf diese Weise also nahm ich ständig Zuflucht zu einer phänomenologischen Methode, die übrigens von Husserl unabhängig war. Selbstverständlich tat ich dies nicht, ohne mir die Frage nach der Möglichkeit zu stellen, die sich uns vielleicht bei besonders

günstigen Erfahrungen eröffnet, uns zwar nicht im Sein niederzulassen, aber doch ihm näher zu kommen, das heißt, zu dem zu gelangen, was ich – konkrete – und ich füge hinzu: konvergierende Annäherungen genannt habe. Besonders die Ausblicke, die ich wiederholtemale über die *schöpferische Treue* gegeben habe, muß man in diesem Sinne interpretieren.«¹⁴

An dieser Stelle ergibt sich der Übergang von der Untersuchung der Marcel'schen Methode zum Inhaltlichen seiner Philosophie, und zwar zum ontologischen Zentrum dieser Philosophie. Der Begriff der »schöpferischen Treue« steht in diesem Zentrum. An der soeben angeführten Stelle des »Philosophischen Testaments« fährt Marcel fort:

»Die Verbindung der beiden Worte ›schöpferisch‹ und ›Treue‹ mußte zunächst paradox erscheinen, da man gewöhnt ist, die Treue als Ausdruck eines geistigen Konservativismus zu fassen. Doch sage ich meinereits, daß es vielmehr die Worte ›geistig‹ und ›Konservativismus‹ sind, die einander widersprechen, denn schließlich besitzt die Tatsache, daß man rein und einfach bewahrt, keine geistige Rechtfertigung; das Bewahren stellt nur in dem Maße etwas Wertvolles dar, in dem es die Beständigkeit einer Seele oder einer Liebe sichert. Seele und Liebe sind jedoch lebendig, und ihr Leben ist immerwährende Erneuerung. Das läuft darauf hinaus, daß man den Sinn und Wert der Treue vollständig verkennt, wenn man darin eine Form der Untätigkeit erblickt; sie ist eine Flamme und muß es bleiben. Aber diese Flamme kann nicht im leeren Raum brennen; sie ist berufen, in Akten und Werken Gestalt zu gewinnen, die von ihr Zeugnis geben« (20).

Den Begriff des Schöpferischen erarbeitet sich Marcel in Auseinandersetzung mit Bergson:

»Die Ausdrücke, die Bergson fast durchgehend benutzt, legen den Gedanken nahe, daß für ihn das Wesentliche am Schöpferischen die Erfindung, das hervorquellende Neuwerden ist. Aber gerät man nicht, wenn man seine Aufmerksamkeit zu ausschließlich auf *diesen* Aspekt des Schöpferischen legt, in Gefahr, ihren letzten Sinn, ihre Verwurzelung im Sein, aus dem Auge zu verlieren? Hier muß der Begriff der *schöpferischen Treue* hinzukommen . . . Die Treue ist in Wahrheit das Gegenteil einer trägen Angleichung; sie ist die aktive Anerkennung eines Etwas, das bleibt – nicht formell bleibt, wie ein Gesetz bestehen bleibt, sondern seinsmäßig. In diesem Sinne bezieht sich die Treue immer auf eine Präsenz, etwas Gegenwärtiges oder zum mindesten auf etwas, das in uns und vor uns als ein Gegenwärtiges aufrechterhalten, bejaht werden kann und muß, das aber ebensogut auch tatsächlich ganz und gar verkannt, vergessen, entwertet werden kann. Wir sehen hier jenen Schatten des Verrates wieder auftauchen, der nach meinem Dafürhalten wie eine düstere Wetterwolke unsere gesamte menschliche Welt umhüllt . . . Die Treue ist so wenig eine bequeme Anpassung, als sie einen aktiven, ständigen Kampf

¹⁴ Philosophisches Testament, S. 20.

einschließt gegen die Mächte, die in uns zu innerer Zerstreung und zur Erstarrung in Gewohnheit tendieren . . . Schöpferische Treue ist möglich, weil die Treue im Grund ontologisch ist, weil sie eine Präsenz fortsetzt, die selber einem Zugriff des Seins auf uns entspricht. Dadurch vervielfältigt und vertieft sich auf fast unergründliche Weise der Widerhall jener Präsenz im Innersten unserer eigenen Dauer . . . Die schöpferische Treue besteht darin, sich aktiv im Zustand einer gewissen Seinsdurchlässigkeit zu erhalten. Das Wort »Einströmen« bezeichnet, wenn auch in viel zu räumlicher und physischer Weise, die Art der inneren Beeinflussung, die erfolgt, wenn die Präsenz des Seins sich auszuwirken beginnt.«¹⁵

Marcel gebraucht in diesem Zusammenhang den für ihn so kennzeichnenden Begriff der »Verfügbarkeit« (*disponibilité*). Wir müssen für die Seins-Präsenz offen sein, uns für sie verfügbar halten. Das gilt für alle eigentlich menschlichen Aktivitäten, oder sagen wir besser Aktualisierungen. Es gilt im künstlerischen Hervorbringen, im gedanklichen Sich-Öffnen für das Real-Geheimnis des Seins, es gilt für unsere Präsenz in der menschlichen Mitwelt; es gilt vor allem auch im Miteinander mit einem einzelnen Menschen, dem ich mich nicht nur aufmerksam zuwende, sondern für den ich mich öffne. Die Verweigerung (*le refus*) ist die große, die zerstörerische menschliche Möglichkeit. Ein Fallen und Sinkenlassen dessen, was von mir in schöpferischer Treue ergriffen, aufrechterhalten, bejaht werden kann und soll. Alles Wirken ist ein Mit-wirken, »ein echtes co-esse« wie Marcel es einmal ausgedrückt hat.

Der Moment will uns zerstückeln. Die Treue gibt uns die Einheit durch die Zeit hin. Marcel knüpft an Nietzsches Wort an: »Der Mensch ist das einzige Wesen, das Versprechen macht.« Marcel sieht darin etwas Metaphysisches. Die Treue – ein ständig neu zu vollziehender Akt, nicht ein Stehenbleiben – richtet sich immer nur auf Personen. Absolute Treue oder Untreue richtet sich auf Gott – die absolute Person. In der Teilnahme an der Ur-Treue ist die Treue unter Menschen möglich. Die Fähigkeit des Menschen, sich für die Zukunft engagieren zu können, gründet in der Transzendenz – ihr Wert fließt aus der Unkenntnis der Zukunft. Der kontinuierliche Akt der Treue ist Ausdruck der Permanenz des Seins. Die Treue bindet die Vergangenheit in die Zukunft hinein. Darin ist sie schöpferisch. In der »Verweigerung« verkehren wir die positive Macht, uns in Treue frei zu verschenken, in die negative, uns in uns selbst einzuschließen und damit uns zu verlieren. In diesem Sinne schreibt Marcel:

»Alles weist klar darauf hin, daß es uns gegeben ist, den Kerker selbst zu mauern, darin wir zu leben wünschen. Dies ist der entsetzliche Preis für die

¹⁵ Position et approches concrètes du mystère ontologique (Anhang zum Schauspiel *Le Monde Cassé*). Paris 1933, deutsch: *Das ontologische Geheimnis, drei Essays*. Stuttgart 1961, S. 42/43.

unfaßbare Macht, die uns anvertraut worden ist, mehr noch, die uns als Selbst begründet.«¹⁶

Nahe dem Akt der Treue steht der der Hoffnung – freilich einer in einem sehr tiefen Sinne verstandenen Hoffnung. In dieser eigentlichen Hoffnung geht es um Zentrales meiner Person, nicht um ein vordergründiges »Ich hoffe daß . . .« Es geht um Befreiung und Erlösung. Dort wo meine Existenz irgendwie auf dem Spiele steht oder die Existenz derer, mit denen ich mich als tief verbunden erlebe, da, wo es an das Mark geht, da setzt diese Hoffnung ein. Wo Gefangenschaft, Krankheit, Tod und Vernichtung drohen, da hoffen wir aus der Tiefe unseres Seins heraus. Hoffnung ist etwas ganz anderes als Optimismus, der sagt: »Es wird schon gut gehen!« Hoffnung ist wie ein inneres Licht, eine glaubende Teilhabe am letzten Sinnhaften. Darin ist sie der Treue verwandt. Nur wo es auch die Versuchung der Verzweiflung gibt, lebt die eigentliche Hoffnung. Verzweiflung ist zerstörerische Selbstaufgabe. Hoffnung ist von Geduld getragen. Sie gibt nicht auf. Sie nimmt die »hoffnungslose« Situation nicht als endgültig an. Tiefste Hoffnung ist das paulinische »sperare contra spem«, »gegen alle Hoffnung dennoch hoffen«. Sie ist eine positive Nicht-Annahme. Sie bleibt nicht stehen bei einer bestimmten Hoffnungserfüllung – die mag zerschlagen werden. Die absolute Hoffnung ist Hoffnung auf Gott, in dem uns Heil geschenkt wird. Sie ist keine rechnende Sicherheit, sie entspringt der vertrauenden Liebe:

»Ein Wesen lieben bedeutet, von ihm nicht zu Definierendes, Unvorhersehbares erwarten und zu gleicher Zeit ihm irgendwie die Möglichkeit geben, diese Erwartung zu erfüllen.«¹⁷

Die Hoffnung setzt immer wieder neu an und zielt in die Ewigkeit. Sie gehört zu dem, worin der Mensch seine Transzendenz erweist. Sie verbindet die Hoffenden: *wir* hoffen auf *Dich*. Sie gehört zum Innersten der »schöpferischen Treue«.

Die »schöpferische Treue« als Herzbereich der personalen Existenz ist nicht ein Bereich der Probleme. Es ist eine Welt des lichten Geheimnisses. Der Unterschied von Problem und Geheimnis ist für Marcel einer der fundamentalsten:

»Ein Problem ist etwas, dem ich begegne, das als Ganzes vor mir steht, das ich freilich eben deshalb umzirken und bewältigen kann – während ich in ein Geheimnis selbst einbezogen bin: mithin ist es denkbar nur als ein Bereich, worin die Unterscheidung des In-mir und des Vor-mir ihren ursprünglichen Sinn und Wert verliert. Ein echtes Problem ist einer ihm angemessenen Technik unterworfen, mittels derer es definiert wird. Wogegen ein Geheimnis wesensmäßig jede erdenkliche Technik übersteigt. Gewiß ist es jederzeit (logisch und psychologisch) möglich, ein Geheimnis seiner Würde zu entkleiden und aus ihm ein Problem zu machen. Doch ist dies ein grob verfälschen-

¹⁶ Geheimnis des Seins, S. 511.

¹⁷ Homo Viator, S. 62.

des Verfahren, dessen Keim in einer Art Geistesverderbnis zu suchen sein dürfte. Was die Philosophen das Problem des Bösen genannt haben, gibt ein lehrreiches Beispiel solcher Herabwürdigung . . .

Sorgfältig zu vermeiden ist jede Verwechslung von Geheimnis und Unerkennbarem: denn das Unerkennbare ist lediglich ein Grenzfall des Problematischen. Das Erkennen des Geheimnisses ist dagegen ein wesentlich positiver Akt des Geistes, der schlechthin positive Akt, von dem her jedwede Positivität streng bestimmbar ist. Es ist hier durchaus so, als käme mir eine Intuition zugute, die ich besitze, ohne unmittelbar zu wissen, daß ich sie habe.«¹⁸

Das lichte Geheimnis, das wir für uns selbst sind, muß von uns vollzogen werden. Im schöpferischen Akt wirken wir den Kräften der Verdinglichung, der »Crispation« – dem inneren Schrumpfen – entgegen. Der Sieg über die Zeit liegt einzig in der Treue, die zugleich die Transzendenz in sich begreift.

Lange vor seiner Konversion hat Marcel sehr Tiefes über das Gebet geschrieben. Im Gebet nimmt der Mensch wahrhaft, und so wie es ihm angemessen ist, teil an der Ewigkeit Gottes: Das Gebet bejaht die Transzendenz Gottes als des Schöpfers und bejaht die eigene Geschöpflichkeit, und damit erst *werden* wir, was wir sind. Das kontingente Sein ist nur es selbst, indem es sich übersteigt und aus seiner Seinsmitte heraus, durch den eigenen Akt des Gebetes, sich der Seinsfülle Gottes öffnet. Vor Ihm wird der Mensch zur Persönlichkeit, das heißt zu der zu sich selbst erwachten Person. Gebet ist nicht Flucht aus der Kontingenz, sondern geradezu Bejahung unserer Geschöpflichkeit und damit Bejahung unserer konkreten Situation. Bis an diese Pforte führt der erste Teil des »Metaphysischen Tagebuchs«. Sie öffnet sich ihm schon, er blickt durch sie hindurch, aber er durchschreitet sie noch nicht. Er macht sich die Konversion nicht leicht. Es ist nicht Widerstand, sondern geistige Redlichkeit, die ihn zögern läßt. Durch vierzehn Jahre »zieht ihn der Magnet der Transzendenz an«, wie er es ausdrückt. In seinem »Philosophischen Testament« schreibt er über seinen damaligen Zustand:

»Es war meine Aufgabe als Philosoph, den Glauben zu durchleuchten, seine intelligiblen Bedingungen zu enthüllen, ohne deshalb zu einer Reduktion intellektualistischer Art überzugehen, die den Glauben verfälschen würde. Ich mußte also lange Jahre hindurch in der fast paradoxen Situation dessen verbleiben, der sehr tief an den Glauben der anderen glaubt, ohne deshalb mit gutem Gewissen sagen zu können, daß er der seine war« (17).

Aber als dann der Glaube gleichsam über ihn »hereinbrach«, spricht er von einer »erschütternden Eindeutigkeit, einer unglaublichen geistigen Dichte«, und zugleich erlebt er den Glauben »als wesenhaft eine Form der Treue – die höchste, die es gibt«¹⁹. Etwas später, »Was mich am meisten auf-

¹⁸ Sein und Haben, S. 169/70.

¹⁹ Aufzeichnung vom 28. Februar 1929.

rechterhält, ist der Wille, nicht auf der Seite derer zu sein, die Christus ver-raten haben«²⁰. Am Tauf-tage selber, dem 23. März, schreibt er: »Das christliche Wunder erscheint mir im gegenwärtigen Augenblick wie der Punkt der absoluten Verjüngung. Und vielleicht auch wie die ewige oder dauernde Quelle jeder nur möglichen Verjüngung.«²¹

Marcel leitet aus seinem langen Ringen um die Konversion die Tatsache her, daß er immer mit denen beschäftigt war, die noch nicht den Zutritt zu jenem Hafen erlangt hatten, den er selbst erreicht hatte:

»Darin liegt . . . der Grund dafür, daß ich ein ›Philosoph des Vorhofs‹ geblieben bin, der sich ängstlich besorgt jenen Ungläubigen zuwendet, denen ich so lange angehört hatte. Das bedeutet, daß es mir immer unmöglich war, den Glauben und die Hoffnung nicht so zu behandeln, wie sie in einer Welt aufkommen, die von allen Seiten dem Zweifel und der Verzweiflung ausgesetzt ist – ausgesetzt, habe ich gesagt; vielleicht wäre besser ›eingeschlossen, wie in einer belagerten Stadt‹ (17).

Fides als Glaube und als Treue gehören für Marcel aufs engste zusammen. Der Glaube ist für Marcel der Akt der tiefsten Seins-Bejahung und der eigentliche Gegenakt der Verzweiflung. Er ist der Urakt der »schöpferischen Treue«. Das Thema der Unsterblichkeit ist aufs innigste mit diesem Akt verbunden, und zwar auf eine sehr eigene Weise. »Ich betrachte«, schreibt Marcel, »die Unsterblichkeit ganz und gar nicht in der Weise der traditionellen Philosophie, sondern in der Sicht des Todes des Nächsten, des Todes des geliebten Menschen.«²²

✱

Was ist Marceles geistiges Vermächtnis? Es läßt sich vielleicht dahin zusammenfassen, daß er uns heutigen den Blick geweitet, ein Organ geweckt hat für die Weite, Höhe und Tiefe des »wahren Menschseins«. Die Betonung liegt auf dem *Sein*. Er sah die Wurzel der egalitären Verirrungen und zahlreicher Ideologien (sogar gewisser religiöser) darin, »nicht zu sehen, daß allein die Brüderlichkeit sich auf das *Sein* anderer bezieht, während die Gleichheit nur die *Rechte* betrifft«. Wenige unter den Zeitgenossen haben die »Würde des Menschen« so ernst genommen und haben so eindringlich bezeugt, daß sie in der Transzendenz ihre Wurzel hat, wie Marcel es getan hat. »Brüderlichkeit kann, in ihrem Wesen und in ihrer letzten Wahrheit betrachtet, nur Brüderlichkeit vor Gott sein. Wo Gott nicht gekannt, wo er gar ausdrücklich geleugnet wird, da läuft die Brüderlichkeit Gefahr zu bloßer Zusammengehörigkeit zu schrumpfen – im äußersten Fall zu nichts als funktioneller Abhängigkeit. Dann fehlen ihr die Eigenschaften, die zu jeder echt menschlichen Beziehung gehören: es fehlen ihr Adel und Geheimnis.«

²⁰ 21. März 1929.

²¹ Vgl. Roger Troisfontaines, »Convertis du XX^e siècle.« Collection dirigée par F. Lelotte SJ. 3^{me} Volume. Paris/Tournai 1957, S. 39–54.

²² Gegenwart und Unsterblichkeit, S. 9.